



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 166.

Mittwoch, 18. Juli.

1928.

(22. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Horst Bodemer.

Kurt nahm die Kunde gelassener auf, als man erwartet hatte. Er nickte nur, dabei spielte ein müdes Lächeln um seinen Mund.

Herr Helmeke mühte sich sichtbar, seine laute Stimme zu dämpfen. Wenn es darauf ankam, konnte er der lebenswürdigste Mann von der Welt sein. Er erwies der gebrechlichen Frau alle Hochachtung, versuchte Kurt wiederholt in ein Gespräch zu verwickeln, dessen Antworten waren nicht unhöflich, aber kurz. Er zog sich bald zurück. Räkelte mit halbgeschlossenen Augen, während er sagte:

„Ich bitte, es mir nicht zu verübeln! Es geht mir ja besser, immerhin bedarf mein Kopf noch recht der Schonung!“

Als er gegangen war, taute das Gespräch auf. Der gerissene Helmeke ließ seine Puppen tanzen, brachte sich dabei ein bißchen in bengalisches Licht.

„Wenn man bloß mehr Zeit hätte, gnädige Frau! Aber da ist man mit Ehrenämtern überladen, baut dabei einen neuen Hof auf. Unbedingt müssen Sie sich den mal ansehen! Alles pitte-patte! Bald fertig! Ja, was tut man nicht für seine Kinder!“

Frau Lensing erwiderte, daß ihr Mann auch immer der Allgemeinheit zur Verfügung gestanden habe. Ärger und Arbeit rissen da nie ab, das wisse sie wohl, aber es sei Pflicht eines jeden, der Führeigenschaften besitze, diese auch zum Besten seines Volkes zur Geltung zu bringen. Es gäbe auch dankbare Leute, und dann die innere Zufriedenheit, die man durch sein redliches Tun sich erwerbe, veredele den ganzen Menschen!

Helmeke nickte.

„Das ist es! Das hält mich bei der Stange! Meiner Frau sag ich das immer wieder, wenn sie mal gottschämmerlich stöhnt, weil ich keine Ruhe bei Tag und Nacht habe, mich nicht meiner Familie so widmen kann, wie ich gern möchte!“

Ernst fühlte, wie seine Mutter dachte. Helmeke war ihr nicht sympathisch. Sein lautes, selbstbewusstes Wesen stieß sie ab. Und seine Frau sah verschüchtert am Tisch und wagte kaum einmal den Mund aufzutun. Da forderte er Fräulein Helmeke zu einem Spaziergang durch den kleinen Park auf.

Sie erhob sich sofort. Eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht. Fort von dem Vater wollte sie. Er war ein Tyrann im Hause. Da war die Sehnsucht nach Selbständigkeit doppelt stark in ihr erwacht.

Kurt hatte sich in ein kleines Zimmer begeben, dessen Fenster nach dem Park hinaus ging. An dem sah er, wenn das Wetter ihm den Aufenthalt unter der Blutbuche verleidete. Er hatte in dieser trüben Zeit eines gelernt: sich zu verstecken. Dazu langte seine Willenskraft gerade noch. Unter halbgeöffneten Pibern hatte er den Bruder beobachtet. Der war sich mit der Paula Helmeke einig. Und zog natürlich auf den schönen neuen Hof! Dann war er hier allein. Es war ihm recht. Ewig konnte die Mutter auch nicht hier bleiben, dann hörte die Kontrolle auf. Dann konnte er nach Hamburg fahren, so oft er wollte. Vira Wernstedt sah fester in seinem Herzen als je zuvor. Nie hatte sie ihn im

Krankenhaus besucht, aber recht oft kleine Aufmerksamkeiten geschickt. Die legte er zu seinen Gunsten aus. War in einem Rosenstrauch eine besonders tiefrote, dann sollte die zu ihm sprechen. Eine Zigarrenkiste hatte den Namen Amorosos getragen. Amor hieß doch die Liebe! Ein Narr war er ja gewesen, wenn er das nicht verstanden hätte! . . . Ihr Bruder freilich suchte sie von ihm abzuriegeln. Lächerlich war das! . . . Wenn er nur erst diese elenden Kopfschmerzen losgeworden wäre! So lange die ihn noch plagten, war er ja nur ein halber Mensch! . . . Allmählich besserte sich sein Zustand, die Wahrnehmung machte er an sich. Nur, daß es so langsam ging, bereitete ihm Unbehagen. . . . Die Faust des Bruders mußte von Vira Wernstedts Kopf herunter! Eher kam sie zu keinem festen Entschluß! Hatte sie nicht erst den Freier vor die Tür gesetzt, den ihr der Bruder auf den Hals gesetzt? Und wenn er dann auch sich zu einem wenig rühmlichen Abmarsch hatte entschließen müssen, war er selbst schuld gewesen. Vira Wernstedt war kein Bauernmädchen, das man einfach um die Hüfte packte und an sich riß. So dumm war er ja auch nur gewesen, weil er sich vorher den Leib mit Sekt vollgepumpt hatte. . . . Solch ein himmlisches Geschöpf wollte mit zarter Hand angefaßt sein.

Kurt Lensing ahnte nicht, wie krank er war —, welch blauen Dunst er sich einredete.

Seine Gedanken wurden abgelenkt durch das Paar, das in dem kleinen Park hin- und herschritt. Bald hinter grünen Büschen verschwand, bald wieder auftauchte. . . . Er setzte sich weiter vom Fenster weg. . . . Warum fühlte er den Stich in der Brust wieder, das Ziehen im Kopfe? Eifersüchtig auf das kleine, runde Büschelchen war er doch nicht, das seinem Bruder nicht einmal bis zur Schulter reichte. . . . Nein, nicht eigentümlich eifersüchtig — aber so gut wollte er es auch haben! Noch viel besser! Denn bei Ernst handelte es sich sicher nicht um übergroße Liebe, sondern das Land und die neuen Gebäude staken ihm im Kopfe. Ein engstirniger Bauer war der! Satt werden, ein bequemes Leben führen, das wollte er! Er aber war eine Kampfnatur! Dem sein Land nur dazu dienen sollte, um festzustehen. Von dem aus er seine Arme ausrecken konnte nach Macht! Möchte der Bruder getrost der Nachfolger Helmekes hier im Kreise werden, wenn er überhaupt so viel Mumm aufbrachte, er wollte hinaus zu ganz anderen Höhen. Und dazu brauchte er eine großzügige Frau! Vira Wernstedt war es. Die zog in ihren Kreis die Menschen, die ihm zum Aufstieg nützlich sein konnten, und fertigte Widersacher elegant ab. . . . War ihr Bruder für die erledigt, dann gab es kein Hindernis mehr. . . . Und lächelte mitleidig, als er sah, daß Ernst die Paula Helmeke bei der Hand faßte, hinter ein Gebüsch zog, und dort wahrscheinlich abließ.

Fünfundzwanzig Jahre war er mit dem Bruder in gleichem Tritt gegangen, hatte geglaubt, sich in jeder seiner Herzensalten genau auszukennen. Und was war der Ernst? Ein Bauerstiesel, der am Boden klebte — ohne allen Höhenflug. Ueber den sich noch aufzuregen, lohnte sich wahrhaftig nicht.

Kurt Vensing kam wieder zum Vorschein, als Helmekes sich verabschiedeten. Hatte ein hochmütiges Lächeln aufgesetzt, tat sehr wohlwollend . . . Und plauderte nach dem Abendessen mit Mutter und Bruder angeregter als je.

Die glaubten, der Besuch habe ihm gutgetan.

XXIII.

Hat jedes alte Geschlecht seinen eigenen vererbten Zug. So beginnt das Gedicht „Beaumanoir“ von Börries von Münchhausen.

Alte Geschlechter sind wir alle. Stehen auf den Schultern unserer Vorfahren. Ihr Blut kreist in unseren Adern. Es schläft von diesen tausend Strömen der eine oder der andere lange Zeit. Und erwacht dann wieder, hebt einen Menschen in einsame Höhen, das ist selten, oder schleudert ihn in einen Abgrund. Das ist das häufigere. Eltern und Geschwister ringen die Hände und begreifen das Kind, den Bruder, die Schwester nicht. Kein großes Erleben braucht den schlafenden Blutstrom immer aufzuwecken, irgendeine Kleinigkeit kann es sein, auf die der Mensch gar nicht geachtet hat. Selten ist er sich klar über den eigentlichen Grund, warum ihn das Leben so abbeutelt. Und wehe dem Armen, wenn sich dann die, die zu ihm gehören, von ihm abwenden. Liebe kann ihn dann auf der Lebensstraße halten oder ein festes Zupacken am letzten Augenblick. Sonst verreckt er im Straßengraben . . . Und doch gibt es Fälle, da nützt keine Liebe, kein Zupacken. Der Blutstrom, der jäh erwacht ist, wird übermächtig, spült die Hemmungen, die Wehre hinweg. Wohl dem, dem das Schicksal dann rasch den Tod bringt . . .

In Bira Wernstedt rang jetzt das heiße, gern tändelnde mexikanische Blut der Großmutter mit ihrem kühl abwägenden Hanseatenblut. Die beiden Blutströme warfen sie hin und her. Unrast trieb sie hoch. Bald war sie hier, bald war sie da, erregt kamen ihr die Worte vom Munde, die Nerven tanzten auf ihrer Stirn. Und dann sah sie wieder zusammengeduckt in ihrem gelben Salon und mühte sich, Klarheit in ihren Kopf zu bringen. Es gelang manchmal auf Stunden, sogar auf Tage, dann schwemnte der mexikanische Blutstrom wieder fort, was ihr Hanseatenblut an guten Vorfällen aufgebaut . . . Aber ein Mahnen blieb in ihr, wurde stärker und stärker. Das war kein Leben, ein Hindämmern war es, ein mitunter recht schmerzvolles! Dann krampften sich ihre Hände zusammen, die Zähne biß sie aufeinander. Das Schicksal hatte mit hartem Knöchel an ihre Tür gepocht. Aus Spiel war Ernst geworden. Einen hatte sie in die Verzweiflung getrieben — und ihr Vermögen schwand dahin . . . Wie diese einfache Frau sie behandelt hatte, als sie an ihre Kraft drohke gekommen war! Und dann hatte der Bruder aufgetrumpft! Schluß mußt du machen — unweigerlich! Schon weil man dich als lästig empfindet! Milde ausgedrückt! . . . Dann war zuerst ihr heißes mexikanisches Blut in ihr aufgeschossen. Eine scharfe Entgegnung hatte sich über ihre Lippen drängen wollen, aber das abwägende Hanseatenblut hatte hemmen können! Im allerletzten Augenblick. Und eine innere Stimme hatte ihr zugerannt: Dein Bruder hat recht, halte dich fern, du Gutes! Kleine Aufmerksamkeiten waren in das Hofenkrankenhaus gewandert. Freude zu machen, war ihr zum Bedürfnis geworden. Bira Wernstedt fühlte, wie ihr Herz ruhiger schlug, Klarheit in ihren Kopf kam — Erkenntnis, wie ernst das Leben sein konnte! . . . Und dann gingen ihre Gedanken auf ebener Lebensbahn. Wie stand es um Alfred Ottersen? War es nur gekränkte Eitelkeit, die ihn den Weg ins Frauental nicht wieder finden ließ? . . . War seine Liebe tot — oder litt er unter ihr? . . . Da meldete sich das heiße Blut wieder, wollte gute Vorfälle hinwegschwemmen wie Triebjand. Sie lief durch die Zimmer, griff mit den Händen ins Leere. Eine Stütze mußte sie jetzt haben — eine Stütze! . . . Der Bruder war der einzige Mensch, dem sie sich anvertrauen konnte. Sie suchte ihn in seinem Geschäftshaus auf.

„Ich werde von meinen Empfindungen hin- und hergeworfen, ich brauche einen Halt!“ (Fortf. folgt.)

Das neueste Wunder der Technik.

Mihaly's Fernsehapparat.

Das einfache ruhende Bildzeichen und der hörbare Laut haben die Entfernung längst überwunden. Die Übertragung von Bildern ist so weit gediehen, daß Post und Polizei damit regelmäßig arbeiten. Der Film gibt bewegte Bilder beliebig oft wieder, freilich, nachdem zwischen die ursprüngliche Darbietung und die Wiedergabe ein umständlicher, zeitraubender technischer Vorgang eingeschaltet worden ist. An technische Überraschungen gewöhnt, fordern wir als nächste Lösung, bewegte Bilder oder Vorgänge zu derselben Zeit, in der sie sich abspielen, in beliebiger Entfernung verfolgen zu können. Bisher hörte man nur von Annäherungen an das Ziel. Jetzt beschenkt der ungarische Elektrotechniker Denes v. Mihaly uns mit einem Fernseher, den er in Verbindung mit seinem Mitarbeiter Nikolaus Langer der Vollendung nahebrachte, wenn nicht schon ein bis auf weiteres befriedigendes Werk vor uns steht. Seit 15 Jahren arbeitet Mihaly an der Erfindung. Bis vor vier Jahren war er in Ungarn Obergeringieur einer Telegraphenbaugesellschaft. Jetzt ist er beratender Ingenieur bei der A. E. G., ein junger Mensch, schmächtig, von nordischem Typ, mit hellen Augen, in denen die Tatkraft des Ingenieurs und ungarische Weichheit schnell miteinander wechseln, die Stirn mächtig ausgearbeitet.

Liebenswürdig und flink führt er sein Werk vor. Hier steht der Sendeaппarat, etwa so groß wie ein Bierröhren-Apparat. Dort der Empfangsapparat ähnelt der blanken, schwarzen Metallhaube einer großen Schreibmaschine. Vorn ist ein Glasfensterchen, etwa von der Größe eines Paßbildes. Die physikalischen Hilfsmittel der Anlage lehren auch bei anderen, in jüngster Zeit erörterten Apparaten zur Bildübertragung wieder, so daß der Leser, der die Dinge verfolgte, leicht eine Vorstellung des Mihaly'schen Apparates gewinnen dürfte. Betrachten wir den Sender. Eine Lampe wirft ihr Licht auf den zu übertragenden Gegenstand. Man kann eine Glasscheibe mit Bildern, aber auch körperliche Gegenstände, etwa eine kleine bewegte Zange, den Lichtstrahlen aussetzen. Von dem Bild wird so viel übertragen, wie in einen paßbildgroßen Rahmen hineingeht. Hinter dem zu sendenden Bild oder Gegenstand bewegt sich eine Metallscheibe von etwa 30 Zentimeter Durchmesser so, daß eine Randzone, wieder von Paßbildbreite, sich an dem Senderrahmen vorbeibewegt. Auf dieser Zone sind kaum stecknadelkopfgroße Löcher, mehrere Zentimeter voneinander entfernt, auf einer Linie angeordnet, die die paßbildbreite Randzone bestreicht. Die Linie beginnt am äußersten Rand der Scheibe und läuft, sich nach innen wendend, einmal um die Scheibe herum. Anfang und Ende der Linie sind um Paßbildbreite voneinander entfernt. Fällt nun ein Lichtstrahl auf Bild oder Gegenstand, während die Scheibe sich dreht, so werden die Strahlen durch die Löcher hindurchgelassen, die von dem Bild oder Gegenstand nicht verschluckt werden. Es sind so viel Löcher da und die Scheibe wird so schnell bewegt, daß in der Sekunde von der kleinen Bildfläche 18 000 Licht- oder Schattenstrahlen hindurchgelassen werden. Jeder einzelne Strahl trifft auf die Sendezelle, ein Gebilde aus Alkalimetall und einem Platingitter in einer luftleeren Glasröhre. Der Strahl bewirkt, daß die Sendezelle, je nach ihrer Erregung, elektrische Energie entsendet. Daß jede Erregung nur genau so kurz dauert, wie der ursprüngliche Reiz, und daß sie in unsäglich kurzer Zeit verfliehet und dem folgenden Reiz Platz macht, ist eine der merkwürdigsten Voraussetzungen der Erfindung.

Der in der Sendezelle erzeugte und durch besondere Vorrichtungen verstärkte Strom wird mittels Draht oder drahtlos in die Ferne gesandt. Wie wird er vom Empfänger in das Bild verwandelt? Hierzu benutzt Mihaly eine Wolfram-punktlampe, die gleichfalls elektrische Schwingungen ebenso schnell aufnimmt, wie sie sich von ihnen löst. Die Wolframlampe läßt ihr Licht auf eine der vorher genannten gleiche und sich im selben Zeitmaß wie sie drehende Scheibe fallen; durch die kleinen Löcher dringen die Lichtstrahlen auf das Fensterchen, über das vorher gesprochen wurde. In dem Betrachtungsfenster werden Licht und Schatten gegeben, entsprechend dem Aufgabereiz. So baut sich das gesandte Bild auf. Wir sehen Schriftzeichen und eine Photographie durch die entwideltste Platte übertragen, die mit dem Sendebild ausgeführt werden, erscheinen auch in der Wiedergabe. Was ist nötig, um die Wirkung so zu steigern, daß man etwa eine Theateraufführung auf eine Filmbühne übertragen kann? Mihaly hält einen photographischen Apparat nach der Straße, so daß das Bild der Außenwelt auf der Metallplatte erscheint. Gelingt es, dieses Bild in die Anordnung des Apparates einzufügen und bringt man vor das Empfangsfenster eine Linse, die das Bild, vielen sichtbar, auf eine Leinwand wirft, so ist der Weg vom menschlichen Bild zur

Fernprojektion vollendet. Wir sind noch von ihm entfernt, aber schon, was wir jetzt sehen, verblüfft, zumal wenn man bedenkt, wie einfach es erreicht wird. Die Empfangsvorrichtung kann kaum hundert Mark kosten. Mihalz, der, wie er sagt, schon mit mehreren ernstesten Unternehmern verhandelt, ist überzeugt, daß die wohlfeilen Empfangsapparate schon zu Weihnachten in vielen Händen sein werden. S. 39.

Die Witwe Hosongli.

(Die Geschichte einer koreanischen Ehe.)

Von Koro Saebenspurkh.

Einmal war ich zu Gast bei einem Hofbeamten des Schattentaisers, der natürlich seit dem Vertrage vom 23. Februar 1904 gar keine Nachtbefugnisse mehr hat und auch im Volke kaum noch Anhang besitzt. Um diese verlorene Nachtstellung trauert der Hof und seine Umgebung und so fiel es mir nicht auf, daß es bei dem Gastmahle, das mit der Hofbeamte gab, entgegen der sonstigen Sitte, die den Gast durch Tanz und Musik ehrt, sehr still und ernst zuging.

Erst nachher erfuhr ich, daß keineswegs die Trauer um die verlorene Herrschaft diese würdige Stille verursacht hatte, sondern daß in diesem Hause eine „Witwe starb“.

Und ich erfuhr eine der interessantesten koreanischen Sitten: Die Trauer um das Leben einer Witwe.

Ich muß vorausschicken, daß nur die Oberschicht in Korea Anhänger der Lehre des Konfuzius ist. Das Volk aber hant an der Lehre Buddhas, die nur einige Lehrjühe des chinesischen Religionsstifters übernommen hat. Darunter aber speziell die Heiligung der Ehe und die Stellung der Frau. Dadurch erhielt die Gattin nicht die untergeordnete Stellung wie das Weib in Indien, sondern jene als gleichgestellte Gefährtin des Mannes, mit dem sie eine Seele bildet.

Danach wird man verstehen, was es bedeutet, wenn der Mann stirbt und seine Witwe zurückläßt, die nun nur als halber Mensch gleichsam auf der Erde lebt. Der Indier hatte in diesem Falle früher die Witwenverbrennung, um so die beiden durch den Tod getrennten Seelenhälften wieder zu vereinen. Der Anhänger der Lehre Konfuzius' aber kennt keine Verbrennung, da ihm die Liebe zu seinen Eltern, also auch zu der Mutter, höchstes Gebot ist. Aber irgendwie drückt auch er die Trauer um die allein auf Erden lebende Seelenhälfte aus: er trauert um die sterbende Witwe.

In Korea heiratet das Mädchen sehr jung. Wie in China, mit dem die Koreaner überhaupt viel mehr Wesensgleichheit haben als mit den Japanern, von denen sie nun beherrscht werden, kennt das Mädchen den Mann vor der Hochzeit nur in den seltensten Fällen.

Bestimmend für den Ehebund ist das beiderseitige Vermögen, die soziale Stellung, die Ahnentreihe, die frei von Blutsfeinden sein muß, und auch die Ansicht der Eltern, daß sich dieser oder jener Mann beziehungsweise dieses oder jenes Mädchen für die Tochter zum Gatten oder den Sohn zum Weibe eignen würde, um eine glückliche, kinderreiche und lange Ehe zu erhoffen.

Man sieht daraus, daß man auch auf die beiderseitigen Charaktereigenschaften und die Gesundheit der Eheleute Augenmerk legt.

Die Ehe wird rein rituell geschlossen. Staatliche Ehen gibt es eigentlich keine, es wäre denn, wollte man die Aufnahme einer Nebenfrau, die zwar nicht gesetzlich gestattet, aber offiziell anerkannt wird, durch deren Meldung bei der Behörde als solche, eine staatliche Heirat nennen.

Das Zeremoniell bei der Eheschließung gleicht mit seinen rituellen Bräuchen der Bedeckung der Braut, dem Schlud Reiswein aus einem Kelch und der Verbindung der Hände von Braut und Bräutigam ein wenig dem jüdischen. Immer aber ist eine Trauung ein großes Fest, ein Freudenfest mit Musik und Scherz und Lustigkeit, bei welchem wohl nur die junge Braut vollkommen in die Zukunft sehen mag.

So jung, kaum vierzehn Jahre alt, ging auch die kleine Hosongli „in ihr Haus“, wie der Segenspruch der abscheidenden Mutter lautet, mit dem sie ihre Tochter dem Schwiegersohn übergibt.

Denn bisher hatte das Mädchen kein „Haus“. Seine Seelenhälfte flog gleichsam heimatlos umher. Erst der Gatte führt es heim und verbindet sich mit seiner Seele zu einer ganzen.

Hosongli heiratete durchaus standesgemäß. Das Dorfsop, das immer befragt wird, wenn es sich um Heiraten in höheren Schichten handelt, verkündete nur Gutes und so konnte Hosongli mit ihrem künftigen Schicksal an der Seite eines bei Hofe sehr geachteten Mannes zufrieden sein.

Schließlich hätte sie auch nichts dagegen tun können, wenn sie mit ihrem Los unzufrieden gewesen wäre.

Aber da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie glücklich meist, oder doch zufrieden — was fast dasselbe ist — so eine

koreanische Ehe verläuft, so wird der kleinen Hosongli Herz auch nicht allzu bang geklopft haben.

Und die Ehe begann wirklich sehr glücklich. Hosongli war die getreue Gefährtin des Gatten und da sie schon im ersten Ehejahr die Erfüllung des sehnlichsten Wunsches brachte, nämlich einen Sohn, so drohte der Ehe auch keine Gefahr mehr von außen, da Ehebrüche zu den aller schwersten Ereignissen in Korea gehören und eine Ehescheidung von einer muttergewordenen Frau unmöglich ist.

Aber das Jahr 1895, das so vielen edlen, dem Hofe nahestehenden Koreanern den Tod brachte, entriß auch der armen Hosongli den Gatten. Vielleicht wäre sie ihm freiwillig, wie es viele Frauen machen, hinüber in das andere Leben gefolgt, um auch dort dem Manne mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, aber Hosongli nährte gerade einen Säugling an ihrer Brust, den dritten Sohn, den ihr Tien, der Himmel, im siebenten Ehejahr geschenkt hatte. So blieb sie auf dieser Erde als Witwe und stirbt seit dieser Zeit.

Alljährlich, wenn ihre Söhne den Todestag des Vaters feiern, beten sie auch die Sterbegebete für die noch lebende Mutter. Im Hause, in dem die Witwe Hosongli bei ihren Söhnen lebt, findet nie Tanz oder Musik statt, da eine Witwe einer Sterbenden gleich gehalten wird, die langsam ihrer zweiten Seelenhälfte entgegenstrahlt.

Still, ernst und dem Gedenken des Toten geweiht, ist das Leben der Hosongli, die so jung schon Witwe ward. Nie mehr kam sie aus dem Hause. Keinen Menschen, außer den Angehörigen der Familie, sah sie seither mehr. Die Spaziergänge in dem Hausgarten, der allerdings, wie alle koreanischen Gärten wunderschön, wenn auch nicht allzu groß ist, die Gespräche mit ihren Dienerrinnen sind die einzigen Zerstreuungen für die einsame Frau mit der halben Seele.

Vielleicht hämmerte das Herzchen der jungen Witwe öfter hochauf und barg verschwiegene Träume von Lebensglück und neuer Liebe? Aber niemand hatte je davon gehört und niemand würde es auch wagen, ihr nur diesen Gedanken zuzumuten.

Denn eine Witwe heiratet nie wieder. Wenn der Ehebruch noch gerade dem Anhänger der Lehre Konfuzius' als menschliche Schwäche verständlich ist, die Wiederverheiratung einer Witwe kann er sich nicht vorstellen. Denn was würde dann die irrende halbe Gattenseele beginnen?

Es gibt auch keine Witwe, die je wieder geheiratet hätte. Außer, sie wäre geflohen, irgend wohin, wo kein Koreaner jemals hinkommen könnte.

Es ist ein langsames zu Todegehen, dieses koreanische Witwenleben. Ein immer Näherkommen der jenseitigen Seelenhälfte, ein stetes Beten, Tien möge die Wiedervereinigung nur recht bald ermöglichen.

Hosongli muß nun schon eine sehr reife Frau sein, nahe der Erfüllung ihrer Gebete. Wahrscheinlich eine Frau, die gar kein anderes Sehnen mehr kennt, kein anderes Verlangen mehr hat.

Vielleicht auch wirklich kein anderes je gehabt hat.

Aber ich ging in Zukunft immer mit verhaltenem Atem an dem Hause der armen Witwe Hosongli vorbei, die als Kind geheiratet hatte, als Kind dreimal Mutter ward und nach so kurzer Zeit des Lebens den Gatten verlor, um nun ein ganzes Menschenalter lang still und resigniert zu sterben. Ich habe immer gefürchtet, wenn ich an dem Haus vorüber ging, einmal das verzweifelte Aufschreien einer Frauenseele hören zu müssen, einmal ein Aufseufzen aus einem gequälten Frauenherzen zu hören, denn diese Frau, wenn auch Koreanerin, wenn auch im Glauben und in der Tradition ihres Volkes erzogen und darin wurzelnd, ist doch auch Weib! Ist fühlendes, durchblutetes, heißes Weib, das begehrt, das sich sehnt, das nie zu hoffen aufhört und sei es auf ein Wunder, das eben Tien für es vollbringt, um ihm Glück zu schenken, das es nach so kurzer Zeit wieder verloren hatte.

Aber es war immer still in dem Hause, so oft ich auch vorüberging. So still, außen, wie innen, wie eben nur ein Haus ist, in dem „eine Witwe stirbt“.

An der Südseite der Münchner Kunst.

Von Julius Kreis.

Auf einem freien, weiten Platz an der Barerstraße in München steht die Pinakothek, die große Gemäldesammlung des bayerischen Staates, christlich vom Eingeborenen betrachtet und gemieden, sofern er nicht als Kunststücker verpflichtet ist, einen Provinzbesuch bildungshalber durch die Sammlung zu schleppen. Aber nicht alle Münchner gehen der Pinakothek aus dem Weg.

Gerade bei den „kleinen“ Leuten gibt's alte Mutterln, Großväter, Kindermädln, Spitalerinnen, Invalidentrentner, die in der Woche manchmal ein halb Duzend mal zur Pinakothek wandern. — Freilich: von Bildern wollen auch sie

nicht viel wissen. Ihr Kunstbedarf ist klein — aber im Gegensatz zu Herrn und Frau Snob — eigen und ohne Falch. Wenn in ihrer Kammer oder in ihrem Stüberl ein erregend farbenfrohes Bild vom „Märchenkönig“, von der „Mühle im Schwarzwald“, „Letzter Abendstrahl“ oder „Auf der Alm, da gibt's loa Sünd“ hängt, so ist dieses Bekenntnis zum Bild viel ehrlicher, als wenn sich reich und damit „gebildet“ gewordene Kaffees ihren Kolofoscha an die Wand hängen, weiß Schulzes auch so berühmte Bilder tragen.

Die Sonnenbrüder an der Pinakothekmauer lassen die Bilder neidlos dem Fremden mit dem roten Baedeker in der Hand. Sie sitzen außen an der Südseite, an der Steinrampe, die so einladend zum Ausrasten ist und wenn die Sonne dann so schön „hibachelt“, wenn die Mauer die Sonne wieder zurückschleift und man, umflossen von Licht und Wärme, in die matschigen Bäume blinzeln kann, — da läßt sich leben auch ohne unmittelbare Berührung mit der Kunst. Die mittelbare — wie gesagt — ist durch die Pinakothekmauer gegeben.

Schon am frühen Nachmittag erscheinen die ersten Gäste vom Vormittag wieder. Da sind die drei alten Männer, zwei davon tragen im Knopfloch ein verblühtes Bändchen, Auszeichnungen vom Siebziger Krieg. Sie sind schon bald an Mätzli. Der Dritte, „der Junge“, der eigentlich gar nicht „mitreden“ kann, ist kein „Gewagter“, sondern bloß ein Siebziger. Wohl istredet sie die alten gichtischen Knochen in die Sonne und huseln an einem schnurwunden oder längst erkalteten Tabakskloß. Von Schlacht und von Krieg ist nicht viel die Rede. Wohl aber, wenn ein Soldat von heute vorbeigeht, dann tauchen alte Uniform- und Diensterinnerungen auf. Die Gegenwart ist für die Alten verschlossen und das Gestrern ist heute vergessen; denn „es laßt halt aus mit 'n Kopf“ — aber das längst Vergangene ist wieder ganz klar und wach. Sie wissen noch vom Feldwebel Kreuzpeintner, der nie was anderes als „Walbler-Brasil“ geschmeckt hat, und daß die Leberknödel besonders groß waren, wenn der Leutnant Dobmeier Küchenjoker gehabt hat, weil der Leutnant Dobmeier ein großer Liebhaber davon war. Und so taucht eins ums andere aus der Erinnerung: alte, längst verschwundene Wirtschaften, in denen man gesezt, Geschäftsfreunden, die längst heimgegangen sind, Stammtischgespräch, mit denen man — wart a mal — Anno dand' achtzig anno fünfaneunzig zusammengeseßen ist. Alte Mutterlein mit sagenhaften Kapothüten über dem von tausend Ringeln überspannenen Gesicht sitzen daneben und schütteln empört oder verwundert den Kopf, daß das Hütl mit den geknickten Federn wackelt, wenn eine allzu kniefrei Angezogene von heute vorbeischießt. Na — red'n konnst da nimmer! Solchane Verzug! Bia sie si' nur net Sünd'n fürchten. Ja, wie's nur sei' derf. — Da sie si' nur net d' Saxu brecha in oahner'n Stödelchuach!

Ganz langgestreckt, wie auf einem herrlichen, schwellenden Hühl, liegt — den erkalteten Zigarrenstummel unter dem Schnauzbart — ein angegrauter Vagant. Er schläft, und über dem von Sonne und Wind kupferbraunen Gesicht mit den silbrigen Bartstoppeln liegt der tiefste Seelenfrieden. Sein vergilbter alter Rucksack liegt ihm als Kopfkissen unter dem „Gnad“. Niemand weckt ihn. Man rückt ein bißchen näher zusammen. Und ganz am Ende — den struppigen Kopf auf den wohl gestreckten Vorderpfoten mit zurückgelegten Ohren — liegt ein Schnauzl auf dem Stein. Ein ganz schmaler Spalt nur sind seine Augen. Herrlich brennt die Sonne im Fels. Eine dicke Fliege brummt ihm vor der Nase auf und ab. Einmal, ein einziges Mal hebt der sonst so wilde wie in einem Anfall von Pflichtbewußtsein die Schnauze und schnappt aus dem warmen Halschlaß heraus nach dem Brummer. Dann läßt er's sein Brumme du ruhig. Jetzt wird gepennt.

Ein Maler mit einem großen, bespannten Reisrahmen voll neuer Malerei geht vorüber. Die Alten sehen ihm nach. Der „Junge“, der Siebziger, nimmt eine Brise „Saarbrüder“ und sagt: „Ob si halt dös no rentiert, mit dem Elgemälde mal'n.“ Er sieht an der Pinakothekwand hinauf. „Da san i' drin, die Kunstgemälde! Mei Viaber, dös is scho was Großartig's! Fünfzehn Jahr sit' i' tekt scho da an der Pinakothekwand. In dera Zeit genga sei' a etliche tausend Leit nei in so a Haus und schau'n sie de Kunstgemälde an! Wenn's net gar so schö heraus' zum Sit'n war — wer woah, ob i net aa a'mol neigang.“

Osterhasen im Juli.

Von Mario Iro.

Am Ostermorgen kam das Danaergeschenk: Ein Korb mit Seidenmasken, roten Hyazinthen, Veilchen, Narzissen und versteckt zwischen den Blüten in einem Batteneß, eine flaumige, winzige, weiße Kugel mit dunklen Augen und einem Schnuppernäschen.

Es gab allgemeine Nührung, Zärtlichkeit und Viebel!

Die Kinder tauchten das entzückende Tierchen Benjamin, wir hielten einen Familienrat über seine Ernährung ab, einigten uns auf zarte Radieschenblätter, Reis und Milch. Sein erstes Bettchen war eine weich ausgepolsterte Schachtel beim Ofen. Alles war um den kleinen Benjamin besorgt, niemand dachte an die Zukunft.

Nach vierzehn Tagen wurde das Quartier zu eng und Benjamin besaß eine Kiste, eine nette, saubere Malzstafekiste. Darauf stand in großen Buchstaben: Villa Benjamin.

Er war reizend, anhänglich, posierlich und wuchs. Wuchs jeden Tag. Verspeiste Hafer, Brot, Kohlblätter und Löwenzahnblüten, die bei allen Spaziergängen für ihn gesammelt wurden. Trank täglich vier Schalen Milch und wurde maßlos verwöhnt, trotzdem er an Stühlen und Kasten zu knabbern begann und nicht selten eine Leppichede für unsaubere Zwecke benützte. Wir dachten noch immer nicht ernstlich an seine Zukunft.

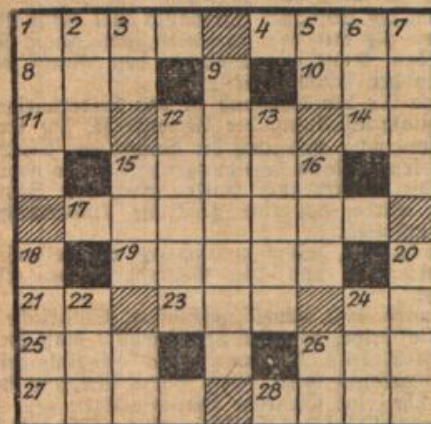
Im Juni wurde auch die Malzstafekiste zu eng, denn Benjamin wuchs erschreckend. Einer seiner Köpfe war schon so groß wie die ganze winzige Flaumkugel im Hyazinthenkorb. Ich trieb eine Zuckerkiste auf und richtete nach sachmännischen Angaben einen regelrechten Hasenstall mit Futterraufe und Trinknapf ein. Die große Kiste kam auf den engen Balkon. Wir drückten uns eine Woche beim Frühstück zusammen und hielten eines Tages einen Familienrat ab: Der schüchterne Antrag der Minderheit, Benjamin zu dem benachbarten Gärtner in Kost und Pflege zu geben, wurde von den Kindern stürmisch abgelehnt — der Gedanke, daß unser Benjamin in einer Bratpfanne enden sollte, wirkte geradezu empörend!

Wir einigten uns auf eine Umfrage bei Gärten besitzenden Freunden und Bekannten und bekamen ein halbes Dutzend Ablagen. Einige erklärten, daß sie für Kaninchenfleisch nichts übrig hätten, andere wären einverstanden gewesen, ihn bis zum Herbst zu übernehmen und dann dem Hauswart zu überlassen. Nein! Wir werden zusammenrücken und Benjamin bleibt vorläufig am Balkon. Aber mit diesem Provisorium ist die Frage nicht aus der Welt geschafft: Was soll mit ihm geschehen?

Er wächst weiter und braucht Bewegung. Im Winter kann die Hasenkiste unmöglich in der Badewanne oder unter dem Flügel stehen. Es ist das gleiche, schmerzliche Problem wie so oft im Leben: Vernunft oder Liebe?

Was geschieht mit unserem Osterhasen Benjamin?

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Deutscher Strom. 4. Brühl. 8. Verhältniswort. 10. Persönliches Fürwort im 3. Fall. 11. Umstandswort. 12. Geographischer Punkt. 14. Umstandswort des Ortes. 15. Persönlicher Würdenträger. 17. Küstenlandschaft im nordöstlichen Hannover. 19. Spalte. 23. Meer. 24. Ton der ersten Schultenleiter. 25. Angeborener Fled am Körper. 26. Fragefürwort. 27. Schutzgeist der Künstler. 28. Verpflegung. — Senkrecht: 1. Raftplatz in der Wüste. 2. Tonkist. 3. Persönliches Fürwort. 5. Schmerzensschrei. 6. Bindewort. 7. Alttestamentlicher männlicher Name. 9. Weicher Sitz. 12. Hauptstadt. 13. Vortenart. 15. Krankheitsbehandlung. 16. Schutzgeist. 18. Toilettegegenstand. 20. Gärrender Wein. 22. Konfession. 24. Geschlechtswort.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 160: Wagerecht: 1. Arim. 5. Burg. 9. Dese. 10. Alia. 11. Tier. 12. Rind. 13. Abt. 15. Einöde. 20. Alia. 23. Amos. 25. Reis. 26. Lade. 27. Paß. 28. Har. — Senkrecht: 1. Rot. 2. Reife. 3. Jfe. 4. Meran. 5. Balte. 6. Uff. 7. Rinde. 8. Gab. 14. Bor. 16. Stis. 17. Dumas. 18. Karl. 19. Mer. 21. Sea. 22. Rf. 23. Alia. 24. Döz.